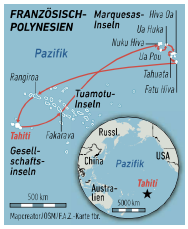
Gespaltene Persönlichkeit: Die Aranui ist halb Fracht- und halb Kreuzfahrtschiff, entladen werden Waren und Gäste.
Fotos Lionel Gouverneur

MIT DER ARANUI 5 AUF DIE MARQUESAS

Kreuzfahrt mit dem Frachtschiff Aranui 5: 15 Tage Reise inklusive Flug ab/bis Frankfurt nach Papeete (Economy), eine Übernachtung in Papeete und 12 Tage Marquesas-Kreuzfahrt (Standardkabine), Vollpension und ausgewählte Ausflüge in der Doppelkabine ab 6199 Euro/Person (Mehrbettkabine ab 4699 Euro). Nächste Termine ab 16. März 2024. (explorer.de, Tel. 0211 99 49 09).
Alle Routen und weitere Informationen unter aranui.com/de



Not macht erfinderisch

Was tun, wenn man in eine Gletscherspalte fällt? Apps und analoge Hilfsmittel versprechen Rettung in den Bergen

Im vergangenen Sommer waren die beiden Ausnahmekletterinnen Ines Papert und Emilie Pellerin in einer Felswand in Kanada. Die Route war schwierig. Pellerin fiel ins Seil. Wie sich später in der Klinik herausstellte, brach sie sich dabei die Ferse. Zwar schafften es die Frauen, sich noch in der Nacht durch die Wand abzuseilen. Doch fünf Stunden Fußmarsch zurück in die Zivilisation waren angesichts der Schwere der Verletzung von Emilie Pellerin keine Option.

Unfälle und Notlagen irgendwo im Nirgendwo können böse enden. Es sei denn, man ist vorbereitet. Handyempfang gab es nicht in der kanadischen Einsamkeit, doch Papert hatte ihr iPhone dabei. Ab Version 14 können diese Geräte eine Notruf-Nachricht via Satellit absetzen. Dabei geben sie auch den genauen Standort durch. „Es hat funktioniert!!!“, ließ Papert ihre Follower bei Instagram wissen. Gleich am Morgen wurden die Frauen mit einem Helikopter ins Krankenhaus gebracht.

Schade nur, dass der Apple-Satelliten-Notruf nicht weltweit funktioniert, sondern nur in Deutschland, Frankreich, Belgien, Luxemburg, den Niederlanden, der Schweiz, in Österreich, Italien, Portugal, Spanien, Großbritannien, Irland, zudem in Neuseeland und Australien sowie eben in Kanada und den USA. Das Angebot ist übrigens kostenlos. Wie Apple im November erklärte, wird die Nutzung von Notruf-SOS über Satellit um ein weiteres Jahr verlängert. Über das Ziel hinausgeschossen ist Apple bei der automatischen Unfallmeldung durch das iPhone 14 und neuer und die Apple Watch. Vor einem Jahr klagten Notfallzentralen plötzlich über vermehrte Meldungen. Ein abrupter Stopp mit Ski und Snowboard reichte dafür offenbar aus. „Wir verbessern Funktionen im Laufe der Zeit unter anderem durch Updates der Betriebssysteme, dies ist auch für die Unfallerkennung der Fall“, heißt es bei Apple. Ob das tatsächlich gelungen ist, wird sich zeigen.

Bei etwas mehr als 3000 Einsätzen im Sommer und über 4000 im Winter, die beispielsweise die Bergwacht Bayern absolviert, ist es für die Retter ein erheblicher Vorteil, wenn die genauen Koordinaten durchgegeben werden. Helmut Weidel, Alpinbeauftragter der Bayerischen Polizei, rät jedem zur App „SOS EU Alp“. Sie ist direkt an die Leitstellen in Bayern, Tirol und Südtirol angebunden. Trotz vielfacher Bemühungen ist es aber in Österreich nicht gelungen, eine App aufzusetzen, die im ganzen Land gilt. Noch sinnvoller wäre eine App für den ganzen Alpenraum. Auch wer in die Schweiz fährt, muss sich neu ausstatten, am besten mit der App der eidgenössischen Rettungsflugwacht Rega.

Ein fliegendes Warndreieck: In diesem Kästchen befindet sich der Airmarker, ein Ballon an einem Seil, der die Position eines Verunglückten anzeigt.
Foto Airmarker

Helmut Weidel mahnt, trotz aller digitalen Möglichkeiten nicht zu mutig zu sein: Ein Notruf sei keine Garantie dafür, im Notfall tatsächlich gerettet zu werden. Aufgrund der Wetter- oder Lawinenlage könne es möglich sein, dass weder Helikopter fliegen noch Bergretter zu den Verletzten vordringen können. Das haben Anfang November Bergsteiger in der Nähe von Mittenwald zu spüren bekommen. Sie waren trotz eines angekündigten Wintereinbruchs aufgebrochen. Als sie ihren Notruf absetzten, war es zu spät. Aufgrund der Lawinengefahr mussten die Bergretter den Einsatz in Sichtweite abbrechen. Die Alpinisten konnten erst am nächsten Tag gerettet werden.

Ein „analoges Rettungstool, das in jeder Situation funktioniert“, will laut Herstellerangaben der Airmarker sein, ein leuchtender Ballon, der an einer widerstandsfähigen Leine 45 Meter hoch steigen kann. Ein „fliegendes Warndreieck“, wie es heißt. Der Ballon des Schweizer Start-ups soll signalisieren, dass jemand Hilfe benötigt, und zeigt unmissverständlich den Standort eines Verunfallten an. Auf die Idee für den Ballon kam Rico Dürst, weil er als Flughelfer immer wieder Situationen erlebte, bei denen die angegebenen Koordinaten sich als fehlerhaft erwiesen. Oder man stelle sich vor, auf einem stark frequentierten See wird von einem Segelboot aus ein Notruf abgesetzt. In so einer Situation auf Anhieb das richtige Boot zu finden könnte ohne klare Kennzeichnung schwierig werden. In solchen Situationen kann der Airmarker digitale Geräte analog ergänzen. Es lassen sich damit aber auch Markierungen setzen, etwa wenn man an einen Ort zurückkehren möchte. Für Jäger könnte das interessant sein, um ein erlegtes Tier wiederzufinden. Oder für Hirten, um ein abgestürztes Tier zu markieren.

Besonders schwierig ist es für Retter, Vermisste zu suchen, von denen man nur einen ungefähren Aufenthaltsort kennt: ausgedehnte Wälder, Gletscherflächen mit vielen Spalten oder steile Bergflanken, in die man Suchmannschaften lieber nicht schicken möchte. Dafür gibt es Recco, ein Radarsystem, das mit Reflektor und Detektor arbeitet. Die Reflektoren sind wenige Zentimeter lange und nur wenige Gramm schwere passive Transponder. Sie bestehen aus einer Diode und einer Antenne und funktionieren ohne Energie oder spezielle Aktivierung. Trifft ein von einem Detektor ausgesendetes Radarsignal auf den Reflektor und wird an den Detektor zurückgespiegelt, weist das dem Retter den Weg. 150 Hersteller haben die Recco-Reflektoren mittlerweile in ihre Artikel eingearbeitet. Skischuhe sind damit ausgestattet, aber auch Jacken, Helme oder Gürtel. Zudem können die Reflektoren auch an beliebige Gegenstände angebracht oder einfach nur in die Hosentasche gesteckt werden.

Wie gut Recco funktioniert, kann Magnus Granhed, der die Idee 1973 nach einem Lawinenunfall hatte, bei dem einer seiner Freunde starb, an konkreten Beispielen deutlich machen. Im Aostatal fanden Bergretter mit einem Recco-Heli-Detektor einen vermissten Snowboarder in vierzig Meter Tiefe in einer Gletscherspalte. „Ein LVS-Gerät ist da chancenlos. Die Signale reichen nicht so weit“, erklärt Magnus Granhed. Und auch in Lawinen wurden Verunglückte mit Recco schon in zehn Meter Tiefe gefunden. Sie hatten keine Überlebenschance, doch die Gewissheit, sie gefunden zu haben, schafft vor allem für die Angehörigen Erleichterung.

Bei Verschütteten sinkt die Überlebensrate innerhalb der ersten 15 Minuten dramatisch. Deswegen sollte man am besten gar nicht erst verschüttet werden. Die Chancen dafür steigen mit einem Lawinenairbag, der bereits in den 1980er-Jahren erfunden wurde. Laut Studien sorgt er dafür, dass das Risiko halbiert wird, von einer Lawine vollständig verschüttet zu werden. Dahinter steht der sogenannte Paranusseffekt, wonach großvolumige Körper mit geringer Dichte im Umfeld von kleinen Körpern mit hoher Dichte nach oben befördert werden.

Bei all diesen Angeboten gilt es jedoch, immer auch das Kleingedruckte im Blick zu behalten. Als der deutsche Ausnahmebergsteiger Luis Stitzinger im Mai 2023 am 8586 Meter hohen Kangchendzönga ums Leben kam, hatte er ein Satelliten-Kommunikationsgerät dabei – und eine damit verbundene Versicherung für die Rettung im Notfall abgeschlossen. Aus welchen Gründen auch immer setzt Stitzinger den Notruf nicht ab. Das wäre aber die Voraussetzung für die Übernahme der Such- und Bergungskosten in Höhe von 65.000 Dollar gewesen.

Stephanie Geiger

FORTSETZUNG VON SEITE 41

Die Entdeckung der Südsee

Freuden einer Seereise, von denen die Aranui mit ihrer entspannten polynesischen Crew reichlich zu bieten hat.

Natürlich ist auch jene Südsee, die man aus Film und Werbung kennt, im Bordangebot. Auf etwa halbem Weg von Tahiti zu den Marquesas steht der Zwischenhalt auf Fakarava, dem zweitgrößten Atoll der Tuamotus. Bei der Durchfahrt in die Lagune kommt plötzlich die Sonne durch – und mit ihr ein Anblick, den man nicht vergisst, der erste Blick auf das tief gefächerte Türkis der Südsee. Im Wasser braucht es dann nur ein paar Flossenschläge, um beim Schnorcheln zwischen Korallenbänken Schwärme kleiner Fische in voller Farbpalette zu entdecken und ein paar kleine Haie dazu. Am Ende der Reise werden wir hier noch einmal landen, auf einem noch gewaltigeren Atoll, Rangiroa, dem zweitgrößten der Welt. Doch wird man sich dann schon an diesen Anblick gewöhnt haben, an die Farben der Fische und der Netzhaut, wenn man in flimmernder Sonne die Augen schließt.

Hier, auf den Atollen, ist alles Oberfläche, schön, aber flach. Ganz anders die Marquesas mit ihrer dunklen und zugleich leuchtenden Magie, die wir zwischen den beiden Abstechern ins Türkise kennengelernt haben. Immer waren sie das Herzstück der polynesischen Welt, diese entlegenen Inseln, die 1595 ein vorbeikommender Spanier nach seinem Auftraggeber, dem Marques de Mendoza, benannte (während man heute nur noch Fußballstadien nach Sponsoren benennt). Von den Marquesas aus wurden die drei Eckpunkte des „polynesischen Dreiecks“ besiedelt: Hawaii im Norden, Rapa Nui, die Osterinsel, im Osten und Neuseeland im Südwesten.

Dieser uns so ferne ozeanische Teil der Welt fesselt mit einer dunklen, tiefgründigen Kultur, einer reichen Geschichte, die geprägt ist von Blut und Steinen, vom Leben der Toten und der Haut der Lebenden und von all den Geschichten, die sie darauf tragen. Geschichten von Wagemut und Grausamkeit, von Mythen und Mana und der Weite des gewaltigen Ozeans, der all das miteinander verbindet.

Viel von dieser Kultur wurde unwiderruflich zerstört. Wie sehr europäische Missionare und Gouverneure den Polynesiern all das raubten, was sie ausmachte, ihren Glauben verboten, ihre Sprache und Gebräuche, ihre Tänze, ihren Totenkult, ihre Tätowierungen, kann dem Besucher ein Gefühl aufzwingen, das nicht recht zur Südseestimmung passen mag. Und sich schlechter anfühlt als Flug- oder Fremdscham: Fremdschuld.

Ob Paul Gauguin so etwas kannte, ehe er, verarmt und vereinsamt, in Hiva Oa starb? Wir ertappen uns bei dieser Frage beim Betrachten der Repliken seiner Gemälde im dortigen Centre Paul Gauguin. Oder war der Maler, der sein Südsee-Exil gern mit der Suche nach dem „einfachen Leben“ begründete, in Wirklichkeit nur ein früher Sextourist? Die ernsten, verschlossenen Gesichter seiner jungen Polynesierinnen, die der europäischen Lustvorstellung vom nicht zuletzt erotischen Paradies der Südsee neue Gestalt gaben – sie haben kaum etwas mit den fröhlichen Mienen, den lachenden Augen der Polynesierinnen zu tun, die man nach Verlassen des Museums auf der Straße sieht. War das Gauguins Protest gegen die politischen Verhältnisse, die Unterdrückung der Kultur und Persönlichkeit der Menschen durch Kirche und Behörden, wie manche sagen? Oder Ausdruck dessen, dass er selbst sie unterdrückte, ihre Jugend ausbeutete?

Gauguin, der Frau und fünf Kinder in Europa zurückgelassen hatte, lebte erst auf Tahiti, dann auf den Marquesas mit jungen Mädchen zusammen, die ihm, selbst gerade 13 oder 14 Jahre alt, drei Kinder gebaren. „Alle haben den geheimen Wunsch nach Vergewaltigung, weil durch diesen Akt männlicher Autorität der Weibwille seine volle Unverantwortlichkeit behält“, so beschrieb der Maler in seiner autobiographischen Erzählung „Noa Noa“ (Duft) das Bild, das er sich von den polynesischen Frauen machte. Wie viele er mit der Syphilis infizierte, an der er 1903 starb, ist nicht bekannt.

Es wundert nicht, dass viele Menschen in Polynesien sich heute von Gauguin distanzieren. Anders als von dem beliebten Jacques Brel, dem berühmten Chansonnier, der ebenfalls in Hiva Oa starb und nur wenige Schritte von Gauguin entfernt begraben ist. Dessen letzte Ruhestätte ist eine abweisende Platte aus Vulkanstein. Brel dagegen lächelt von seinem Grabstein in die Ferne, neben sich seine letzte Lebensgefährtin, Maddly Bamy – die immer noch quicklebendig ist. Die einstige Schauspielerin, die auch eine Liaison mit Alain Delon hatte, neben dem sie eine kleine Rolle in „La Piscine“ (Der Swimmingpool) spielte (die große hatte Romy Schneider), lebt achtzigjährig in Frankreich.

Auch das Letzte, das sie vollendeten, unterscheidet Brel und Gauguin wie Tag und Nacht. Das letzte Chanson, das Brel schrieb, hieß „Les Marquises“, eine Liebeserklärung an den Ort, an dem er starb. Das letzte Bild, das Gauguin malte, war ein verschneites Dorf in der Bretagne.

Was wollten sie alle in der Südsee? Hätten wir Europäer die Polynesier nicht besser einfach in Ruhe gelassen in ihrem Paradies? Das allerdings in Wirklichkeit gar keines war. Ständig führten sie Krieg, raubten, mordeten, und bei Gelegenheit tranken sie das Hirn ihrer Feinde. Dort vermuteten sie das „mana“, jene transzendente Kraft, für die wir Europäer kein Wort haben. Ja, sie waren schlimm. Aber immerhin: sie selbst. Und lebendig. Als die Europäer kamen, starben sie. Von den hunderttausend Menschen, die Ende des 18. Jahrhunderts die Marquesas bewohnten, waren fünf, sechs Generationen später durch Epidemien, vor allem die Pocken, aber wohl auch durch Entwurzelung und Verzweiflung keine fünftausend mehr übrig.

Heute sind es wieder an die zehntausend und noch einmal so viele, die auf Tahiti leben, der Jobs und des höheren Lebensstandards wegen. Es gibt auch wieder viele traditionelle Tattoos – man holte sich das Wissen der alten Kunst vor allem in Samoa zurück, wo sie überlebt hatte. Und auch die alten Worte fand man wieder. Anfang der Siebzigerjahre ermunterte der Bischof Hervé Le Cléac’h die Marquesianer, wieder ihre lange verbotene Sprache zu sprechen – wohl auch, weil die seiner eigenen Heimat, das Bretonische, in Frankreich ebenso unterdrückt worden war. Zum Dank hat man ihm neben der kleinen Kathedrale von Nuku Hiva ein lebensgroßes Denkmal gesetzt. Es setzt die Fruchtbarkeit seines Wirkens ganz buchstäblich in die Gegenwart um. In einem Spalt, der sich in dem der Witterung ausgesetzten Eisenholz gebildet hat, nistet ein fleißiger Bienenschwarm.

Auf Fatu Hiva, die wir als letzte der sechs bewohnten Marquesas besuchen, der entlegensten und urtümlichsten, gibt es nur zwei Dörfer und eine 15 Kilometer lange Schotterpiste dazwischen. Den Hartgesottenen an Bord wird sie als Bergwanderung in der Mittagshitze angeboten, Kapelle und Buffet auf dem Gipfel inklusive. Die Stelle, an der das Schiff sie am Ende wieder einsammelt, wird uns als „Jungfrauenbucht“ vorgestellt. Doch könnte da, glauben wir unserem „Lonely Planet“, eine winzige Verwechslung vorliegen. Demnach ist die „Baie des Vierges“, die Bucht der Jungfrauen, nicht ihr echter Name; sondern „Baie des Verges“. Das I ist hier mehr als nur ein Tüpfelchen. Denn so hieße sie, passend zu den steil um sie herum emporstrebenden Basaltfelsen: „Bucht der Penisse“.

Was nun stimmt? Leider kann man niemanden mehr fragen, der dabei war. Beim berühmten „Vogeltanz“ war das anders. Auf Fatu Hiva fand man, als vor einem halben Jahrhundert die „marquesianische Renaissance“ begann, die Wiederbelebung einer alten Kultur, den einzigen Menschen, der sich an all die Details des berühmten Tanzes erinnern konnte. Heute wird diese grazile Solodarbietung fast jedem Polynesien-Reisenden irgendwann vorgeführt. Zumeist von einer Frau, doch auf der Aranui kurz vor Ende der Reise einmal auch von einem jungen Mann aus dem Restaurant-Service. Einem von jenen, die sie „mahu“ nennen, einem Mann, der wie eine Frau lebt, unabhängig von sexueller Orientierung oder Familienmodell. Die „mahus“ sind ein fester, respektierter Teil des polynesischen Lebens, „fast schon eine Institution“, so Loïc Josse, auf dem Schiff für die Vorträge über Land und Leute zuständig. Diese Toleranz, von der europäische Gesellschaften noch weit entfernt sind, erlaubte eine Darbietung des „Vogeltanzes“ in einer männlichen Zartheit und Versunkenheit, die zu Tränen rührte.

Der „Schweinetanz“ dagegen ist eindeutig raue Männersache. Er wurde nur in Bruchstücken überliefert, ist aber bei jeder Aufführung ein Publikumserfolg. Erst recht im Restaurant der Aranui, wo Moana, der Chef des Service, ein muskulöser Marquesianer mit blitzenden Augen und Gesichtstattoo, die Herren nach dem Dessert gern zum Haka bittet. Ein Spaß für alle auf einem Schiff ganz ohne Dresscode und Förmlichkeit und betonten Luxus, dafür mit viel Lachen und Lebensfreude.

Also dem, was die Essenz polynesischen Lebens bildet, egal, was auf dem Konto steht. Als vor zwei Jahren eine junge Frau aus Französisch-Polynesien mit dem ersten Lottoschein ihres Lebens den größten Jackpot in der Geschichte der französischen Lotterie knackte, 220 Millionen Euro, erklärte sie, nun die Welt bereisen und sich „Zweitwohnungen in allen Kontinenten“ kaufen zu wollen. Und beteuerte zugleich: „Ich werde bescheiden bleiben – und weiter barfuß laufen.“

So lässt sich viel Überraschendes lernen in diesem erstaunlichen Teil der Welt, in dem die Menschen, dreht der heimgekehrte Passagier seinen Globus um 180 Grad weg von der gewohnten europäischen Zentrierung, nur Bewohner von Pünktchen in blauer Unendlichkeit sind. Nur ist es nicht immer das Wissen, wie wir es kennen, eines, das in Richtig und Falsch unterscheidet, in Wahr und Unwahr, in: so und nicht anders. Was man dort vielmehr lernt: Männer können wie Frauen sein. Frauen wie Männer. Lottomillionäre erkennt man nicht am Schuhwerk. Und Tote können quicklebendig sein.

Sie kümmern sich nämlich um ihre Toten, diese Polynesier, reden mit ihnen, statten sie mit allem Nötigen aus, wie die Ägypter, wie die Vietnamesen, anders als wir Europäer, für die das letzte Hemd keine Taschen hat. Denn in der Weite des Pazifiks weiß man, „dass alles wiederkommt“, so Josse. „Die Zukunft ist die Vergangenheit, die Vergangenheit ist die Zukunft.“ Oder, in den Worten des Dichters Epeli Hau’ofa: „Die ozeanische Zeitwahrnehmung ist zirkular, die westliche ist linear.“ Und man kann gewinnen und trotzdem verlieren, wenn wir noch einmal Loïc Josse glauben, dem Bretonen, der in Polynesien lebt: „Die Missionare sind gescheitert. Hier hat niemand Angst vor dem Tod.“

Aber vielleicht ist das auch schon wieder viel zu kategorisch geurteilt, zu europäisch. Wir für unseren Teil können nur sicher sagen: In Polynesien kann ein Frachtschiff auch ein Passagierschiff sein. Und umgekehrt. Und ein Tischtennisball gleichzeitig in zwei Richtungen fliegen. Auf jeden Fall dann, wenn zum Seegang auch noch ein Gläschen Bordeaux gekommen ist.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv